

Davide Giuriato, Martin Stingelin, Sandro Zanetti (Hrsg.)

„Schreiben heißt: sich selber lesen“
Schreibszenen als Selbstlektüren

München: Wilhelm Fink 2008 (= *Zur Genealogie des Schreibens*, Bd. 9)

DAVIDE GIURIATO / MARTIN STINGELIN / SANDRO ZANETTI Einleitung	9
---	---

I

HEIDE VOLKENING Szenen des Ghostwriting	21
STEPHAN KAMMER Ereignis/Beobachtung Die Schreibszenen des Spiritismus und die Medialität des Schreibens	39
STEFAN WILLER Die Schreibszenen des Nachlasses bei Goethe und Musil	67

II

SANDRO ZANETTI Sich selbst historisch werden: Goethe – <i>Faust</i>	85
CORNELIA ZUMBUSCH Clemens <i>Maria</i> Brentanos <i>verwilderter Roman von Maria</i> : Geschrieben, um sich selbst zu lesen?	115
DANIELA LANGER „die Antwort aber, die ich mir in Ihrem Namen gebe“ Sich-Lesen und Sich-als-Gelesene-Schreiben in Bettine von Arnims <i>Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde</i>	133

JÜRGEN LINK UND URSULA LINK-HEER Flauberts <i>gueuloir</i> und der Rhythmus der Baggermaschine Schreibszene und Schreibszene	161
--	-----

III

DAVIDE GIURIATO Prolegomena zur Marginalie	177
---	-----

CHRISTOPH HOFFMANN Schreiben, um zu lesen Listen, Klammern und Striche in Ernst Machs Notizbüchern	199
--	-----

ALEXANDRE MÉTRAUX Paul Valéry als Selbstaufschreiber Analysen einiger autographischer Bruchstücke	217
---	-----

IV

THORSTEN LORENZ Schreibleseköpfe. Autoren im Zeitalter ihrer Kopierbarkeit oder Wie aus Formularen Formulierungen werden	251
--	-----

LUDWIG JÄGER Rekursive Transkription Selbstlektüren diesseits der Schrift	283
---	-----

OTTO LUDWIG Lesen, um zu schreiben: ein schreibtheoretischer Aufriß	301
--	-----

V

ELMAR LOCHER Gerhard Koflers <i>ARCADIA Poemetto / ARKADIEN Poem</i> (1997)	315
--	-----

REIMAR KLEIN

Zelle, Keller, tiefes Tal

Zur Topologie von Schreiben und Übersetzen 331

Zu den Autorinnen und Autoren 337

Namenregister 343

Einleitung

„Write it, write it, put it down in black and white; that’s the way to deal with it; you get it out of your system“, und: „Get it out, produce, make something of it – *outside you*, that is; give it an existence independently of you“¹ – „Schreiben Sie’s, Schreiben Sie’s, legen Sie es schwarz auf weiß nieder; so geht man damit um; Sie schlagen’s aus Ihrem System“, und: „Raus damit, produzieren Sie, machen Sie etwas daraus – das heißt: *außerhalb von sich*; verleihen Sie ihm eine von Ihnen unabhängige Existenz“, so Sigmund Freuds Anweisungen an seine Analysandin Joan Riviere, wie sie diese in ihrer Erinnerung an einen „Charakterzug Freuds“ festgehalten hat.

Am 28. Mai 1888 schreibt „Dozent Dr. Sigm. Freud“, noch aus der Maria Theresienstraße 8 im I. Wiener Bezirk, an den Berliner Arzt Wilhelm Fließ:

„Ich habe gerade eine Dame in Hypnose vor mir liegen und kann daher ruhig weiterschreiben. – Wir leben ziemlich glücklich in stets wachsender Anspruchslosigkeit weiter. Wenn unsere kleine Mathilde lacht, bilden wir uns [ein], sie lachen zu hören, sei das Schönste, das uns widerfahren kann, sind sonst nicht ehrgeizig und nicht sehr fleißig. Die Praxis hat im Winter und Frühjahr etwas zugenommen, nimmt jetzt wieder ab, erhält uns gerade am Leben. Die Zeit und Muße für Arbeiten ist auf einzelne Artikel bei Villaret, Stücke der Übersetzung von Bernheim[s] Suggestion und ähnliche nicht rühmensewerte Dinge aufgegangen. Halt, die erste Ausarbeitung der ‚hysterischen Lähmungen‘ ist auch fertig, unbestimmt, wann es die zweite wird. Kurz, man lebt, und das Leben ist bekanntlich sehr schwierig und sehr kompliziert, und es gibt viele Wege zum Zentralfriedhof, heißt es bei uns.

[...] – Die Zeit für die Hypnose ist um.

Ich grüße Sie herzlich, in aller Eile Ihr

ganz der Ihrige Dr. Freud“²

Die Szene: „Ich habe gerade eine Dame in Hypnose vor mir liegen und kann daher ruhig weiterschreiben. –“ Freud, in eigener Regie, möchte also beim Schreiben nicht gestört werden. Der Widerstand würde einerseits vom Umstand herrühren, beim Schreiben von einer Patientin beobachtet zu werden, die für ihr Honorar zu

1 Joan Riviere, „A Character Trait of Freud’s“, in: Hendrik M. Ruitenbeek (Hrsg.), *Freud as we knew him*, Detroit: Wayne State University Press 1973, S. 354; zit. nach Klaus Thonack, *Selbstdarstellung des Unbewußten. Freud als Autor*, Würzburg: Königshausen & Neumann 1997 (= *Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften – Reihe Literaturwissenschaft* 211), S. 117 (im folgenden unsere eigene Übersetzung).

2 Sigmund Freud an Wilhelm Fließ, Wien, 28. Mai 1888, in: Sigmund Freud, *Briefe an Wilhelm Fließ 1887-1904. Ungekürzte Ausgabe*, herausgegeben von Jeffrey Moussaieff Masson, Bearbeitung der deutschen Fassung von Michael Schröter, Transkription von Gerhard Fichtner, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1986, Nr. 4, S. 8-9.

Recht die Sitzungszeit einklagen könnte, die ihr Arzt einem Dritten, dem mittlerweile sprichwörtlichen „Repräsentanten des ‚Anderen‘“ widmet, den er „leider nicht entbehren kann“,³ so Freud am 21. September 1899. Wer aber die Gegenübertragungsdynamik kennt, in der Josef Breuer von Anna O. dazu bewegt worden ist, jene Suggestionen therapeutisch auf sie anzuwenden, die beide Anfang 1880 fasziniert in den Wiener Ringtheater-Vorführungen des dänischen Bühnenhypnotiseurs Carl Hansen beobachtet haben,⁴ wird einen anderen Verdacht hegen: Der ‚eigentliche‘ Widerstand könnte vom Umstand rühren, wie verführerisch es wäre, beim Schreiben beobachtet zu werden, das heißt, sich beim Schreiben durch die Augen eines oder einer anderen zu sehen. Doch schon türmen sich die Übersetzungsschwierigkeiten zwischen verschiedenen Objekt- und Metaebenen, wie Fremd- und Selbstbeobachtungen – gerade beim Schreiben – sich gegenseitig bedingen beziehungsweise voneinander abhängig sind und *wie* genau beziehungsweise wie *genau* sie begrifflich tatsächlich unterschieden werden können; Schwierigkeiten, die sich noch in Max Frischs frühem Eintrag im *Tagebuch 1946-1949* stellen, das diesem Band das Titelmotto geliehen hat: „Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben. Schreiben heißt: sich selber lesen.“⁵

Freud selbst klagte in dieser Lage in einem Brief an Ernest Jones vom 20. November 1926 über weitere, durch die Begleitumstände des Schreibens bedingte Widerstände, die sich einstellen, wenn man sich beim Schreiben in den Lesenden versetzt:

„Erstaunt werden Sie über die Aufdeckung des Motivs sein, das meine Korrespondenz mit Ihnen behindert. Es ist ein klassisches Beispiel der kleinlichen Einschränkungen, denen unsere Natur unterliegt. Es ist mir nämlich sehr schwer, Deutsch in Lateinschrift zu schreiben, wie ich's heute tue. Alle Leichtigkeit – Inspiration sagt man bei größeren Dingen – verläßt mich sofort. Sie haben mich aber oft wissen lassen, daß Sie gotische Schrift nicht lesen können, so daß mir nur zwei Wege der Verständigung bleiben, die beide die Intimität stören, entweder Anna den Brief in die Maschine zu diktieren, oder mein unbeholfenes Englisch anzuwenden.“⁶

Friedrich Nietzsche übrigens drängte, zum Mißfallen Bismarcks, im Umkehrschluß dazu, seine Schriften in Antiqua zu drucken, als Fraktur geläufig war, um es seinen Lesern nicht zu leicht zu machen.

3 Sigmund Freud an Wilhelm Fließ, Wien, 21. September 1899, in: Freud, *Briefe an Wilhelm Fließ 1887-1904* (Anm. 2), Nr. 215, S. 410-411, hier S. 410.

4 Vgl. Mikkel Borch-Jacobsen, *Anna O. zum Gedächtnis. Eine hundertjährige Irreführung* (1995), aus dem Französischen übersetzt und mit einem Nachwort von Martin Stingelin, München: Wilhelm Fink Verlag 1997, S. 70-82.

5 Max Frisch, *Tagebuch 1946-1949* (1950), Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979, S. 22.

6 Sigmund Freud an Ernest Jones, Wien, 20. November 1926, in: Sigmund Freud, *Briefe 1873-1939*, ausgewählt und herausgegeben von Ernst und Lucie Freud, Frankfurt am Main: S. Fischer 1968, 1980 (3., korrigierte Auflage), S. 386-387, hier S. 387.

Woher aber mögen Freuds Widerstände beim Schreiben an Karl Kraus gerührt haben, die er in einem Brief an Karl Abraham (wohl im Zusammenhang mit der Plagiatsaffäre zwischen Wilhelm Fließ, Hermann Swoboda und Otto Weiniger über die Priorität am Befund der Bisexualität) festhält? – „Meinem Brief an Kraus war wohl anzumerken, gegen welche Widerstände er geschrieben wurde. Die Handschrift wechselte mindestens viermal auf den zwei Seiten. Aber der Inhalt war wenigstens unverfänglich.“⁷ Der Preis für die psychoanalytische Rationalisierung unseres Seelenlebens im allgemeinen, des Schreibens im besonderen ist eine Mechanisierung, wie sie schon in Freuds Wendung von den „Arbeitsweisen des seelischen Apparates“⁸ deutlich zum Ausdruck kommt. Dagegen richtete sich Karl Kraus' Kritik an der Psychoanalyse, am deutlichsten vielleicht im langen Aphorismus vom 5. Juni 1908, in dem sich Kraus am ausführlichsten mit jener ‚medizinischen Richtung‘ auseinandergesetzt hat, „welche die Fachausdrücke der Chirurgie auf Seelisches anwendet“ und in ihrem Patienten dabei in Form eines ‚Selbstbewußtseins des Unbewußtseins‘ „eine Art Symptomenstolz“ erzeugt; der Aphorismus mündet in folgende, im Kontext der anstehenden Beiträge durchaus erwägenswerte Argumente:

„Auch eine Mechanisierung der seelischen Vorgänge verträgt den Versuch nicht, als Heilfaktor die Selbstbeobachtung der Symptome einer Krankheit zu setzen, zu deren Symptomen die Selbstbeobachtung gehört. Ich weiß nicht, ob man einen Beinbruch durch seelische Einwirkung heilen kann. Sicherlich eher, als ein seelisches Gebrechen durch Amputation. Der transzendente Wunderglaube hatte den Vorzug, daß er dekorativ war. Den rationalistischen Wundern fehlt der Glaube.“⁹

Die folgenden Beiträge rund um das Thema der Selbstlektüre in Schreibszenen sind aus der Tagung „Schreiben heißt: sich selber lesen.“ Schreibszenen unter dem Vorzeichen der Selbstbeobachtung“ hervorgegangen, die vom 27. bis 29. September 2006 an der Universität Basel stattfand. Sie bildete den vierten Teil einer Folge von Tagungen im Rahmen des SNF-Projekts „Zur Genealogie des Schreibens. Die Literaturgeschichte der Schreibszenen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“. Die Ergebnisse der drei vorangegangenen Symposien, deren Gliederung sich aus den medientechnischen Umbruchphasen – vom Schreiben mit der Hand, mit der

7 Sigmund Freud und Karl Abraham, *Briefe 1907-1926*, herausgegeben von Hilda C. Abraham und Ernst L. Freud, Frankfurt am Main: S. Fischer 1968, S. 253; zitiert nach Thonack, *Selbstdarstellung des Unbewußten* (Anm. 1), S. 117.

8 Sigmund Freud, „Das Unheimliche“ (1919), in: ders., *Studienausgabe*, herausgegeben von Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1982, Band IV: *Psychologische Schriften*, S. 241-274, hier S. 266.

9 *Die Fackel* Nr. 256, 5. Juni 1908, S. 19-20; diesen Gegensatz zwischen Aufklärung und Glaube greift Karl Kraus vier Jahre später noch deutlicher wieder auf: „Der Liberalismus beklagt die Veräußerlichung des christlichen Gefühls und verpönt das Gepränge. Aber in einer Monstranz von Gold ist mehr Inhalt als in einem Jahrhundert Aufklärung. Und der Liberalismus beklagt nur, daß er im Angesicht verlockender Dinge, die eine Veräußerlichung des christlichen Gefühls bedeuten, es doch nicht und um keinen Preis zu einer Veräußerung des christlichen Gefühls bringen kann“ (*Die Fackel* Nr. 360-362, November 1912, S. 10).

Maschine bis hin zum Schreiben in elektronischen Umgebungen – ergab, sind in den ersten drei Bänden der Buchreihe *Zur Genealogie des Schreibens* dokumentiert.¹⁰

In diesen Publikationen konnte gezeigt werden, daß das Schreiben meistens dort thematisch wird, wo sich Widerstände im Prozeß des Schreibens einstellen. In medienhistorischen Umbruchphasen tritt besonders der Widerstand der Schreibwerkzeuge hervor. Die Widerstände können sich aber auf allen Ebenen des Schreibakts einstellen. Sie motivieren dann eine jeweils korrespondierende thematische Rücksichtnahme, die in der Regel für ein bestimmtes Schreib*konzept* steht. Aus dem Schreiben, das auf Widerstände stößt und sich an beziehungsweise bei sich aufzuhalten beginnt, lassen sich – allerdings immer erst nachträglich – Rückschlüsse auf die ‚Szene‘ gewinnen, aus der das Geschriebene hervorgegangen sein wird. Dabei können in der Art der Thematisierung von Schreibprozessen unterschiedliche Figurationen des Rahmens und unterschiedliche Gewichtungen in den Rollenzuschreibungen und Regieführungen vorgenommen werden, die jeweils für den Schreibprozeß als prägend erachtet werden und somit auch Aufschluß über die je spezifische Poetik des Geschriebenen geben.

Nachdem der große medienhistorische Parcours des Projektes einmal durchschritten war, bot sich die Gelegenheit, die bislang formulierten systematischen Überlegungen und Interessen weiterzuverfolgen und zu vertiefen. Das Hauptinteresse galt stets dem Umstand, daß der Prozeß des Schreibens im Geschriebenen eine Wiederkehr erfahren kann, die sich wiederum für die *Analyse* des Schreibprozesses nutzen läßt – auch im Vergleich mit den tatsächlichen überlieferten Materialien. Für diese Wiederkehr des Schreibens im Geschriebenen hat sich der Begriff der ‚Schreibszene‘ bzw. der ‚Schreib-Szene‘ angeboten: Wenn unter ‚Schreibszene‘ die historisch und individuell von Autor(in) zu Autor(in) veränderliche Konstellation des Schreibens verstanden wird, die ihren Ort innerhalb eines durch *Sprache* (Semantik des Schreibens), *Instrumentalität* (Technologie des Schreibens) und *Gestik* (Körperlichkeit des Schreibens) gemeinsam bestimmten Rahmens hat und dabei thematisch wird, ohne daß dieses Beziehungsgefüge als Gegenstand oder Quelle eines möglichen oder tatsächlichen Widerstands zum Problem würde, so hat sich für diejenigen Fälle, in denen sich einzelne oder mehrere Faktoren in diesem Ensemble in ihrer Heterogenität und Nicht-Stabilität an sich oder gegenseitig derart aufzuhalten beginnen, daß das Ensemble als instabiles und problematisches Beziehungsgefüge thematisch wird, der Begriff der ‚Schreib-Szene‘ – mit einem sperrigen Bindestrich – angeboten. Die Singularität der ‚Schreibszene‘ entspringt der Prozessualität des Schreibens; die Singularität jeder einzelnen ‚Schreib-Szene‘ der

10 Band 1: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum“. Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte, München 2004, Band 2: „SCHREIBKUGEL IST EIN DING GLEICH MIR: VON EISEN“. Schreibszenen im Zeitalter der Typoskripte, München 2005, Band 3: „System ohne General“. Schreibszenen im digitalen Zeitalter, München 2006. Die Einleitungen zu diesen Bänden stehen auf www.schreibszenen.net unter der Rubrik „Publikationen“ als PDF-Dateien zur Verfügung.

Problematierung des Schreibens, die es zur (Auto-)Reflexion anhält, ohne daß es sich gerade in seiner Instabilität gänzlich transparent werden könnte.

Mit diesem Problemaufriß stellte sich für die Erforschung des Schreibens im Rahmen dieses Bandes die Frage, inwiefern von einer ‚Selbstbezüglichkeit‘ des Schreibens überhaupt die Rede sein kann, worin insbesondere das ‚Selbst‘ des Schreibens liegt oder liegen kann – und wie es zu bestimmen wäre. Dabei war die Hypothese leitend, daß sich dieses ‚Selbst‘ gerade mit dem Begriff der ‚Schreib-Szene‘ differenziert beschreiben läßt, weil mit ihm gezeigt werden kann, daß dieses ‚Selbst‘ von Autor(in) zu Autor(in) – und zwar nach der jeweiligen Gewichtung der drei Aspekte Sprache, Instrumentalität und Gestik – jeweils unterschiedlich bestimmt bzw. negiert wird und somit seinerseits als ein *im* Schreiben jeweils artikuliertes oder verabschiedetes Konstrukt und Konzept im Verbund mit bestimmten Schreibpraktiken erkannt werden kann.

Von Autoren, bei denen – klassisch – die Subjektivität des Autors als Triebfeder des Schreibens bestimmt wird, zu Schriftstellern, bei denen – instrumental – das Schreibwerkzeug zum Hauptagenten wird, bis hin zu Schreibern, die – gestisch – in der Hand die Antriebskraft des Schreibens sehen, gibt es prinzipielle Unterschiede in der praktischen Beurteilung der Frage, wer oder was beim Schreiben Regie führt oder führen soll. Diese Unterschiede prägen auch die Art, in der Schreibprozesse thematisch und, emphatisch, zu einer ‚Schreib-Szene‘ werden. Sie resultieren aus den unterschiedlichen Konzepten und Praktiken von ‚Selbstlektüren‘, die – diesmal sowohl historisch wie systematisch akzentuiert – Gegenstand der in diesem Band versammelten Beiträge sind.

Neben den begrifflichen Fragen, die bei den ebenso verbreiteten wie klärungsbedürftigen Konzepten wie ‚Selbstreflexion‘, ‚Selbstreflexivität‘, ‚Autoreferentialität‘ u. ä. ansetzen, stehen in den nachfolgenden Beiträgen Einzelanalysen von Rekursionsprozessen unterschiedlicher Art, die im Prozeß des Schreibens zum Tragen kommen, im Vordergrund. Dabei rücken Praktiken der Selbstbezugnahme wie Selbsteditionen, Selbstkommentare, Selbstübersetzungen, aber auch das Selbstverschweigen, Spurenverwischen und Unkenntlichmachen von Revisionsprozessen in den Fokus des Interesses. Zudem werden auch grundsätzlichere Fragen wie diejenige nach der Funktion der Selbstrezeption beim Schreiben erörtert (gerät das Schreiben etwa gerade dort ins Stocken, wo der Prozeß der Selbstlektüre einsetzt?).¹¹

Als ‚klassische‘ Formen der Selbstlektüre können autobiographische Projekte gelten, in denen der Entwurf eines personalen ‚Selbst‘ mit der Produktion und Relektüre der Schriften zusammenfällt, in denen dieses ‚Selbst‘ eine Geschichte erhalten (haben) soll. Doch kommen als personal gefärbte Selbstlektüren auch Protokolle in Frage, in denen sich Schriftsteller über ihr eigenes Schaffen Klarheit zu verschaffen versuchen. Ein Protokoll dieser Art, ein poetologisches Statement, stellt etwa Claude Simons Vorwort zu *Orion aveugle* dar. Simon vergleicht darin das Schreiben mit dem Wandern: Man muß es *tun*, damit sich etwas ereignet, damit

¹¹ Vgl. zu einer Funktionstheorie der Revision: Roger Lüdeke, *Wiederlesen. Revisionspraxis und Autorschaft bei Henry James*, Tübingen: Stauffenburg 2002, bes. S. 55-77.

etwas daraus hervorgehen kann. „C'est seulement en écrivant que quelque chose se produit, dans tous les sens du terme.“¹² Dieses Tun, das dazu führt, daß „sich etwas produziert“, implizierte bei Simon eine Selbstbeobachtung, die sich auch auf die Präsentationsform des schließlich Geschriebenen erstrecken sollte: Das Vorwort erschien, differenziert vom Rest des Buches, in Form einer Faksimilierung der Handschrift. Zumindest zu Beginn dieses Buches sollte ersichtlich werden, aus *welchen* Wanderbewegungen des Schreibens und der Schrift das Projektierte hervorging.

Die Selbstbeobachtung beim Schreiben ging aber bei Simon noch weiter, indem er sich, gleich zu Beginn des Buches, beim Schreiben auch selbst noch zeichnete. Es handelt sich um die Zeichnung, die wir dem Cover dieses Buches zugrunde gelegt haben.¹³ Die Perspektive der Zeichnung ist jene, die der Autor beim Schreiben einnimmt. Man sieht noch die rechte Hand, beim Schreiben, gleichzeitig aber auch die Umgebung: den Schreibtisch, die Zigarette, weitere Stifte. Zudem öffnet sich der Blick nach Draußen, so, als ob all diese Eindrücke wiederum dazu bestimmt wären, sich über die Hand und den Stift in Geschriebenes zu transformieren. Gleichzeitig gibt die Zeichnung zu bedenken, daß das Selbstbild nicht nur stets eine Konstruktion bleibt, sondern, mehr noch, und anders, daß die eigene Position letztlich auch kaum darstellbar ist, vielmehr nur behauptet und evoziert werden kann. Der Punkt, von dem her geblickt wird, liegt jedenfalls außerhalb des Bildes, und vielleicht läßt sich fürs Schreiben etwas Ähnliches behaupten: Das Selbst, das schreibt, liegt nie *im* Geschriebenen, sondern stets außerhalb von ihm, wie ein Gespenst.¹⁴

Daß es dabei zu Konflikten mit anderen Beobachtungsinstanzen kommen kann, zeigt das einleitende Beispiel mit Sigmund Freuds Brief. Freuds Selbstaussage zufolge wurde der Brief in Anwesenheit einer in Hypnose versetzten Patientin geschrieben, doch geschrieben werden konnte dieser Brief nur so lange, wie die Patientin hypnotisiert war. Die gespenstischen Begleitumstände regten den Schreiber dazu an, seine eigene Schreibszene zu beobachten und zu beschreiben. Das Schreiben, so läßt sich aus dieser Situation die These gewinnen, ist in seiner Ereignishaftigkeit stets von einer Latenz begleitet, die es heteronom bestimmt und zur (Auto-)Reflexion anhält. ‚Sich‘ dabei ‚selbst‘ zu lesen, bedeutet demnach nicht, im Schreibakt den gesicherten Weg der Selbsterkenntnis zu beschreiten, sondern die Momente fremder Einwirkung – und somit auch die Bedingtheiten dessen, was *als*

12 Claude Simon, *Orion aveugle*, Genf: Editions Skira 1970, Vorwort S. 1-15, hier S. 7.

13 Ebd., S. 5. – Vgl. hierzu sowie auch insgesamt zum vor allem im deutschsprachigen Raum noch viel zu selten untersuchten Phänomen schriftstellerischer Selbstportraits: Claire Bustarret, „Figures et traces du regard sur soi: le corps et l'espace dans quelques autoportraits d'écrivains“, in: *Annales* 24 (Université de Savoie 1998, Themenheft „Autoscopies. Représentation et identité dans l'art et la littérature“), S. 49-74, und dies., „Dix autoportraits pour un anniversaire“, in: André Guyaux und Sophie Marchal (Hrsg.), *La vie romantique. Hommage à Loïc Chotard*, Paris: Presses de l'Université de Paris-Sorbonne 2003, S. 108-141.

14 Zur intimen Verbindung der Funktion Autorschaft mit einer „gespenstischen Kunst“ vgl. Friedrich Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900* (1985), München: Wilhelm Fink 2003, S. 152; ders., (Hrsg.), *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften*, Paderborn u. a.: Schöningh 1980.

‚Selbst‘ im Schreiben eher entworfen wird, als daß es vorausgesetzt werden könnte – zu registrieren. Die Selbstlektüre beim Schreiben setzt, so läßt sich daraus folgern, stets die – mit Angst oder mit Lustgefühlen besetzte – Möglichkeit voraus, auch von einem anderen beobachtet, gelesen und wiederum beschrieben zu werden, und die Niederschrift der Selbstbeobachtung reguliert und potenziert die Macht des anderen zugleich, da die aufgeschriebene Selbstbeobachtung nun, sobald diese in Umlauf gerät, potentiell für jedermann lesbar wird.

Die erste, systematisch ausgerichtete Sektion der hier vorgelegten Beiträge exponiert diese gespenstische Heteronomie der Schreibszone, wobei sich jeweils die Frage stellt, ob es in ihr tatsächlich spukt – oder nur in einem metaphorischen Sinne. *Heide Volkening* zeichnet deren theoretische Tragweite in Autorschaftskonzeptionen nach, für die die Verbindung von Schreiben und selbstbeobachtendem Lesen eine konstitutive Operation darstellt. Am filmischen Beispiel von *The Ghost and Mrs. Muir* verdeutlicht sie, daß bei der Formation des schreibenden Subjekts immer wieder der Umweg über einen anderen gegangen werden muß. So gewinnt sie an der Figur des *ghost writer* – über dessen praktische Bedeutung bei der Entstehung ‚auto‘biographischer Texte hinaus – ein Modell, mit dem die Selbstreflexion der Schrift als Figur einer unversöhnlichen Aufspaltung dieses ‚Selbst‘ beschrieben werden kann. Auch *Stephan Kammer* trägt bei seiner Bestimmung der Schreibszone ein wiederkehrendes Gespenst in diese ein: Am Beispiel spiritistischer Schreibséancen tritt dabei das grundsätzliche und methodische Problem hervor, daß man bezogen auf die Ereignishaftigkeit des Schreibvorgangs immer schon – mindestens – einen Schritt zu spät ist. Das Schreiben – so könnte man im Modus dieser Nachträglichkeit präzisieren – ist ‚selbst‘ unsichtbar und nur als Geschriebenes vermittelt zugänglich. Für die Praktiken der Selbstbeobachtung ist daher im Kern eine systematische Unbeobachtbarkeit anzunehmen, die den Weg vom Schreiben zum Lesen zu einem indirekten Prozeß macht. *Stefan Willer* schließlich zeigt, wie die Figur des Sich-selber-Lesens bei Goethe und bei Musil mit spezifischen Vorkehrungen im Hinblick auf eine Sicherung des literarischen Nachlasses zusammenfällt: Diese soll die künftige Lesbarkeit des Geschriebenen – aber nicht unbedingt bereits Veröffentlichten – ermöglichen, kennzeichnet aber zugleich die je spezifische Poetik des Schreibens im Hinblick auf ihre posthume Lesbarkeit. Ein thanatologisches oder testamentarisches Moment, das Willer als konstitutiv für die moderne Autorschaft seit dem mittleren 18. Jahrhundert betrachtet und das hier – über die floskelhafte Rede vom „Tod des Autors“ hinaus – in seiner kulturökonomischen Tragweite bedacht wird.

Die zweite Sektion umfaßt eine Reihe von chronologisch angeordneten Fallstudien, die je spezifische Praktiken der Selbstbezugnahme diskutieren. *Sandro Zanetti* erörtert die spannungsreiche Situation, die sich ergibt, wenn Autoren in ein produktives Verhältnis zu ihren eigenen, bereits geschriebenen Werken oder Vorarbeiten treten, um diese für neue Projekte als Grundlagen oder als Gegenpole zu nutzen. Dabei wird – am Beispiel von Goethes Arbeit am *Faust*-Stoff, die sich über sechs Jahrzehnte hinzieht – gezeigt, in welcher Weise die Figur des Sich-selber-Lesens einen ganzen Werk- und Nachlaß-Komplex in seinen materialen und poetologischen Korrelaten strukturieren kann. Daß in der Goethe-Zeit das literarische Schreiben im

Kontext der deutschsprachigen Literatur emphatisch als ein Sich-selber-Lesen konzipiert wurde, wird noch deutlicher, wenn man die nächsten beiden Beiträge liest. *Cornelia Zumbusch* liest Brentanos *Godwi* als poetische Auseinandersetzung mit dem frühromantischen Denkmodell der Selbstreflexion. An den Szenen des Gelesen- und Geschriebenwerdens streicht sie hervor, daß Brentano den Selbstbezug als Selbstlektüre inszeniert, mithin als einen Medieneffekt zwischen Schreiben und Selbstlesen ausweist, der auch die eigentümliche narratologische Struktur des Romans prägt. In *Daniela Langers* Beitrag erscheint Goethes offensiv betriebene Arbeit an einem veritablen Lebenswerk und an einem starken Autorbild aus der Perspektive von *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde*. Bettine von Arnim liest ihre eigenen, nach dem Tod Goethes zurückgeforderten Briefe, schreibt sie ab und um und nutzt dabei den Freiraum zwischen überliefertem Material, Erinnerung und Fiktion, um ihr Verhältnis zu Goethe – aber durch die Imagination dieser starken Leserfigur hindurch auch zu sich selbst – noch einmal neu zu bestimmen. *Jürgen Link* und *Ursula Link-Heer* schließlich widmen sich der Somatisierung der Schreibszenen bei Flaubert, den sie exemplarisch als spezifisch modernen, ‚professionellen‘ Meisterstilisten lesen. Anders als klassizistische Autoren äußerte sich Flaubert ausgiebig über seine Schreibarbeit, vor allem in seiner Korrespondenz, wobei er in den hochstilisierten Selbstbeschreibungen vor allem die körperlich-gestischen Mühen und Freuden beim Schreiben betonte. Die von Flaubert mitgeteilten Flüche und Ausrufe beim Schreiben geben einen Eindruck von der Heftigkeit, durch die er sein Schreiben bestimmt sah.

Die dritte Sektion umfaßt Beiträge zu verschiedenen skripturalen Techniken der Selbstbeobachtung. *Davide Giuriato* nimmt anhand ausgewählter Beispiele von Montaigne über Poe, Valéry, Kafka, Arno Schmidt u. a. einen Gegenstand in den Blick, der im streng materiellen Sinn als nachträgliche und randständige Aufzeichnung verstanden wird, nämlich die Marginalie. Die Diskontinuität, die eine Marginalie zwischen Haupttext und Nebentext, zwischen Autor und Leser, zwischen Schreiber und Selbstleser, zwischen primärem und sekundärem Text sichtbar macht, wird als „autodifferentieller Abstand“ bestimmt, der das gespaltene Selbstverhältnis von Schreib-Szenen prägt. *Christoph Hoffmann* stellt am Beispiel Ernst Machs grundsätzliche Überlegungen zum Phänomen von Notizbüchern an, die zwischen dem Extrem eines Schreibens, das niemals auf Lektüre und Leserschaft abzielt, und dem Regelfall eines Schreibens, das immer schon das Gelesen-Werden seiner Produkte antizipiert, einen Spielraum eröffnen, in dem sich vielfältige Schleifen von Lesen und Schreiben – mit und ohne Selbstbeobachtung – vollziehen können. *Alexandre Métraux* widmet sich Paul Valéry's *Cahiers*, die ein quantitativ ausuferndes und qualitativ heterogenes Material präsentieren. Sei es, daß die Notate niedergeschrieben und nicht wiederaufgenommen wurden, sei es, daß sie als Fundus für Texte dienten, die ihren Zweck in einer Publikation fanden: Stets stehen sie für Valéry's Techniken der Selbstaufmerksamkeit, die im Beitrag differenziert aufgefächert werden, ohne je in den Dienst einer Hermeneutik der Innerlichkeit gestellt zu werden, auch da nicht, wo sie Informationen aus dem Bereich psychischer Prozesse wie des Phantasierens oder des Träumens vermitteln.

Die immer wieder verschieden festgelegte Differenz zwischen Selbstreferenz und Fremdreferenz, die die Unwahrscheinlichkeit einer Gleichung zwischen ‚Sich-selber-Lesen‘ und ‚Schreiben‘ prinzipiell vor Augen führt, durchzieht auch die Beiträge der vierten Sektion. Für *Thorsten Lorenz* materialisiert sich diese Unwahrscheinlichkeit in der Differenz von Schreib- und Leseköpfen in technischen Geräten, die allerdings gerade auf eine Überwindung dieser Differenz aus sind: mit erheblichen Folgen für die vielleicht menschlich zu nennende Ungleichheit zwischen Lesen und Schreiben, wie Lorenz am Beispiel des Kopierapparats und seiner Effekte im Bildungsbereich darlegt. *Ludwig Jäger* entfaltet die mediale Disposition einer wechselseitigen Abhängigkeit von Schreiben und Lesen zu einem Modell von ‚Selbstlektüre‘, das als ‚rekursive Transkription‘ eine medial-kognitive Ressource für die Genese von Schrift fokussiert. Die Rückwendung der Zeichenperformanz auf sich selbst wird hier aber nicht auf das Phänomen der Schreibszenen beschränkt, sondern im weiteren Rahmen einer *Sprachszene* verortet. Rekursivität bestimmt die prozedurale Logik von Sprache – so Jägers These – schon vor dem Auftreten der Schrift, ist theoretisch aber auch für die Verfahrensweisen von Schreibszenen unabdingbar. Eine ganze Typologie von Selbstlektüren entwickelt *Otto Ludwig* auf der Grundlage seines linguistischen Schreibmodells. Er gewinnt damit eine differenzierte Beschreibung prozeduraler Logiken – von der punktuellen Korrektur, der Reparatur, den Berichtigungen, bis hin zu komplexeren Verfahren wie Reformulierungen, Reformatierungen u. a. –, die bei der rekursiven Verfertigung von Texten zu beobachten sind.

Den Schluß des Bandes bilden zwei Beiträge, die die Diskontinuität im Selbstverhältnis von Schreibszenen als Szenen der Übersetzung bedenken und veranschaulichen. *Elmar Locher* widmet sich einem Gedicht von Gerhard Kofler, der die überaus seltene literarische Form der Selbstübersetzung praktizierte, derart, daß er seine Gedichte in zwei Sprachen verfaßte. Wie Locher am Gedicht *Arcadia / Arkadien* zeigt, tritt dabei ein Hiatus in der Selbstbezugnahme hervor, der zudem in der kulturellen Situation eines in zwei Sprachen Schreibenden, dessen Sprache in Mutter- und Kultursprache geteilt ist, einen äußeren Anlaß hat. Koflers Doppelttexte bestehen nicht aus einem Originaltext und seiner getreuen Übersetzung, sondern aus zwei getrennten, gleichwohl intim aufeinander bezogenen Texten, deren instabiler Zwischenraum zum eigentlichen Schauplatz der Lektüre wird. Diese Spannung nimmt schließlich *Reimar Klein* zum Anlaß, Schreiben und Übersetzen und ihre szenische Reflexion bei Goethe und Kafka zu beleuchten. Sei es in Fausts Drang, „das heilige Original zu übersetzen“, sei es in Kafkas „Recht, das Elendste zu schreiben“: Klein führt zwei Variationen aus, in denen paradisische und zugleich höllische Mächte am Werk sind. Ob dabei das Untere und Ungeformte nach oben zur Form will, wie bei Kafka, oder ob, ein bereits Geformtes aus sprachlicher und zeitlicher Ferne in die Nähe gerückt werden soll, wie bei Goethe, in beiden Fällen ist ein Graben zu überwinden, für den die Vernunft kein verlässliches Maß hat. Der Zwischenraum, der sich beim Schreiben zwischen dem auftut, was geschrieben werden kann oder soll, und dem, was tatsächlich geschrieben wird, ist die Kluft, in der sich, für oder gegen das bereits Geschriebene optierend, auch die Selbstlektüren beim Schreiben bewegen.